



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XI. Geständnisse.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](#)

XI.

Geständnisse.

Das Stelldichein war für nächsten Dienstag 11 Uhr im Salon Carré verabredet worden. Während ein Miethwagen sie dem alten Palast zuführte, überlegte Susanne zum so und so vierten Male das Gefährliche ihres Morgenausfluges . . . „Nein, was ich thue ist unbedingt unvernünftig,“ meinte sie, — „und falls Desforges erfährt, daß ich ausgegangen bin? — Ach es bleibt ja noch immer der Bahnnarzt . . . Und wenn ich einem Bekannten begegnen sollte? Das ist wohl nicht sehr wahrscheinlich . . . Dann werde ich von der Wahrheit nur gerade so viel preisgeben, als eben nöthig ist.“ — Das war überhaupt eines ihrer großen Principien: so wenig als möglich zu lügen, viel zu verschweigen, That-sachen niemals eingehend zu besprechen. Sie legte sich daher, sowohl für den Baron, als auch nöthigenfalls für den Mann folgende Ausflucht zurecht: „Ich bin diesen Morgen im Vorbeigehen in den Louvre gegangen. Dort war ich so glücklich, den jungen Dichter der Gräfin Komof zu treffen, der sich mir als Führer in der Gallerie anschloß. Ach, wie interessant er war! . . .“

„Ja, das wird allerdings für Einmal hingehen . . .“ überlegte sie. — „Es wäre jedoch gewagt, den Versuch oft zu wiederholen . . .“ Dann kamen ihr wieder Gedanken trockener Art. Die Erwartung alles dessen, was sich während der Unterredung mit René zutragen werde, erfüllte sie mit einer ihr entschieden unliebsamen Ergriffenheit. Sie hatte sich ihm madonnenhaft gezeigt, nun aber war der Augenblick gekommen, in dem sie herabsteigen sollte von dem Altar, dem sich der junge Mann in Anbetung genahrt. Ihr Fraueninstinkt hatte einen kühnen Plan entworfen: sie wollte den jungen Dichter

zu einer Erklärung zwingen, dieselbe mit einem Geständniß ihrerseits erwidern, dann aber scheinbar fliehen und sich dadurch diejenige Rückkehr zu sichern, die ihr selbst genehm. Sie erwog, daß René, auf diese Weise tiefinnerlich erschüttert, alle Urtheilsfähigkeit verlieren, sie aber dabei volle Entschuldigung für ihre Unbesonnenheiten erwerben werde. Der Plan war in der That kühn, fein durchdacht und vor allem — einfach. So ganz ohne ernste Schwierigkeiten war er aber denn doch nicht. Befiel den jungen Dichter auch nur die leiseste Anwandlung von Misstrauen, so war Alles verloren. Susannens Herz schlug rascher bei dem bloßen Gedanken daran. Wie viele Frauen waren gleich ihr in solch' sonderbarer Lage gewesen! Auch sie hatten ihrer Aufrichtigkeit die complicirteste Lüge dermaßen dienstbar gemacht, daß sie ihre Scheinerexistenz ängstlich hüten mußten, um ihren wahren Gefühlen Genugthuung zu verschaffen. Wenn Männer, denen gegenüber die Frau, um eine solche Rolle durchzuführen, zärtliche Verstellung gebraucht hat, die Lüge entdecken, dann geberden sie sich immer voll Entrüstung und Verachtung, beweisen damit aber nur, daß eben Eitelkeit die Triebfeder der meisten Leidenschaften bildet. — „Ei, ei,” dachte Susanne, „ich zittere ja wie ein Schulmädchen! . . .“ Sie lächelte darüber, denn sie empfand dabei das beseligende Bewußtsein, wie aufrichtig das Gefühl war, das sie erfüllte; dann, als sie dem Wagen entstiegen, den Hof durchschritt und die große Uhr ihr zeigte, daß sie nur allzupünktlich gewesen, lächelte sie, abermals: „Immer das Schulmädchen! . . .“ wiederholte sie. Dann befahl sie eine gewisse Angst, René könne unmittelbar nach ihr kommen und am Ende gewahr werden, daß sie den Aufseher um den Eingang in das Museum befragten mußte, während sie dem jungen Mann gegenüber behauptete, dasselbe häufig zu besuchen. In Wahrheit hatten ihre Füße dasselbe kaum dreimal betreten; diese kleinen Füße, die jetzt in ihren Schnürstiefelchen den weiten Hof durchschritten, als ob sie den Weg von selbst fänden. — „Ich bin doch wirklich recht kindisch!“ sprach wieder die innere Stimme, die, von Desforges geschult, gleich einem alten Diplomaten über das Leben urtheilte.

„Er erwartet mich dort oben wohl schon seit einer Viertelstunde.“ Sie konnte nicht umhin, einen forschenden

Blick nach allen Seiten hin zu werfen, während sie den Aufseher um Auskunft befragte. Die Coquette ward in ihren Erwartungen nicht getäuscht, denn sobald sie sich der Apollogallerie näherte, die in die Salle carré mündet, bemerkte sie am Fuß des decorativen Gemäldes von Paul Veronese „Magdalena, die Füße des Herrn salbend“, gerade gegenüber der berühmten „Hochzeit in Canaan“ René an einen Schutzbarren gelehnt. Der arme Junge hatte in seiner kindlichen Schüchternheit gemeint, er müsse sich ganz besonders herauspußen, um dieser Frau zu begegnen, die für ihn, außer der Madonna, auch noch die — „Weltdame“ war, diese unbestimmt gleisende Wesenheit, die so vielen jungen Bürgerlichen vorschwebt und für sie die Verkörperung all ihrer irrigen Vorstellungen ist. Er hatte seinen enganliegendsten Gehrock gewählt und keinen Ueberzieher angezogen, trotzdem der Morgen empfindlich kalt war. Er besaß nur diesen einen, den er Anfang Winter angeschafft und der daher noch nicht von dem Schneider fertigst war, den ihm später Larcher empfohlen. Er glich in dem hohen, glänzenden Cylinder, mit den funkelnagelneuen Stiefletten fast der Figurine eines Modejournals, was im komischesten Gegensatz stand zu dem romantischen Ausdruck seines Gesichtes. Doch hätte er immerhin noch viel lächerlicher aussehen dürfen, ohne deshalb Susanne weniger begehrenswert zu erscheinen. Das ist eben verliebter Frauen Art. Sie empfand nur, daß er gefürchtet hatte, nicht schön genug gefunden zu werden, um ihr zu gefallen, und hielt einen Augenblick auf der Schwelle der Thür an, um sich zu weiden an dem naiv ängstlichen Ausdruck des jungen Mannes. Als er seinerseits sie jedoch bemerkte, welch' plötzliche Aufwallung des jungen Blutes in dem vom goldigen Barte umrahmten Gesicht! Welches Aufblitzen in dem Dunkel seiner tiefblauen Augen! — „Es ist gut, daß er mich unbeobachtet begrüßen kann,“ erwog sie; glücklicherweise beleuchtete das grelle Oberlicht außer ihnen Beiden, nur noch einige Maler, die im Begriff standen, ihre Leitern oder Staffeleien zurecht zu schieben, und einige wenige Touristen, mit dem Reisehandbuch ausgerüstet. Susanne — die mit einem flüchtigen Blick diese so günstige Sachlage übersehen hatte, konnte sich daher ganz der Freude hingeben, welche sie über die Besangenheit empfand, mit der René sich

ihr näherte indem er mit vor Erregung, gedämpfster Stimme sagte:

„Ach! ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß Sie kommen würden . . .“

„Weshalb denn?“ erwiderte sie mit erkünstelter Unbefangenheit. — „Glauben Sie denn nicht, daß auch ich früh aufstehen kann? Wenn ich meine Armen auffuche, bin ich wohl schon vor 8 Uhr auf den Beinen . . .“ Und wie sie das gesagt hatte! . . . So bescheiden und heiter, ganz so, als ob es völlig unpersönlich, das denkbar natürliche gewesen wäre; mit demselben Tonfall, mit dem beispielsweise ein Offizier erzählen würde: „Als wir gegen den Feind marschierten . . .“ Das Komische an der Sache war, daß sie zeitlebens keine Behausung eines Armen betreten hatte. Ihr graute vor dem Elend wie vor der Krankheit, vor dem Alter, und ihrem eleganten Egoismus war sogar das Almosengeben fremd. Nichtsdestoweniger wäre ihr im Augenblick derjenige, der René diesen Egoismus verrathen hätte, als der elendeste Verleumder erschienen. Nachdem sie diese Wohlthätigkeits-Redewendung hatte fallen lassen, hielt sie einen Augenblick inne, um sich an dem damit erzielten Eindruck zu weiden. René's Augen spiegelten den seligen Glauben wieder, der jenen schönen Comödiantinnen als ein dermaßen schuldiger Tribut erscheint, daß sie, wenn jemand ihnen denselben verweigert, rundweg erklären, er hätte kein Herz, und, als wollte sie sich der ihre Bescheidenheit verlebenden Bewunderung entziehen, setzte sie hinzu:

„Sie scheinen zu vergessen, daß Sie heute mein Führer sind. Ich werde mich stellen, als würde ich keines der Bilder kennen. Ich will doch sehen ob wir den gleichen Geschmack haben.“

„Mein Gott,“ dachte René, „wenn ich sie nur auf keine Bilder aufmerksam mache, die ihr am Ende eine schlechte Meinung von mir beibringen! . . .“ Selbst mittelmäßig begabte Frauen sind Meister darin, Männer, die ihnen nach jeder Richtung hin weitaus überlegen sind, in diesem Unwürdigkeitsgefühl zu erhalten. Nun aber setzten sie sich in Bewegung, und er war bestrebt, sie zu all' jenen Meisterwerken zu führen, von denen er voraussetzte, daß sie ihr gefallen würden. Wie gut kannte er doch all' die großen und kleinen Säle dieses herrlichen Museums! An jedem einzelnen dieser

Gemälde hastete die Erinnerung irgend einer Träumerei seiner Jugend; er hatte dieselbe ganz damit verbracht, das stillverborgene Heilighum zu schmücken, das jeder von uns mit 20 Jahren in sich trägt; eine reine Capelle, die erst durch unsere Leidenschaften in einen bösen Ort verwandelt wird! Wie oft hatte er die verblaßten, edeln Frescobilder eines Luini, die rechts in dem kleinen, neben der Salle carré gelegenen Zimmer ihre frommen Scenen entfalten, aufgesucht um vor ihnen zu beten, daß es ihm gelingen möge, seiner Poesie den feuschen Zauber, die breite, rührende Manier des alten lombardischen Meisters zu geben. Er hatte oft stundenlang geschwelgt in dem Anblick der einfachen und markigen „Kreuzerhöhung“ von Mantegna, dort in dem nächsten kleinen Saal, beim Eingang in die große Gallerie; dieselbe war ein losgelöster Theil jenes herrlichen Gemäldes, das die Kirche San-Zeno in Verona schmückt. Auch hatte er sich ergangen in Bewunderung des anbetungswürdigsten aller Rafaele, des „heil. Georg“, der mit seinem wuchtigen Schwert den Drachen tödtet, — ein idealer Helden, welcher im Begriff steht, seinen rosafarben gezäumten Schimmel auf einem Rasen zu tummeln, der frisch und grün ist wie die Jugend, wie die Hoffnung! Die größte Aufmerksamkeit hatte er jedoch von jeher den Portraits gewidmet; von denen Holbein's, Philipp de Champaigne's und Tizian's an, bis zu jenem der vornehmen, geheimnisvollen Frau, in deren Haaren ein Zeichen angebracht ist und die laut Catalog einfach der venezianischen Schule zugeschrieben wird. Als geschickter Commentator gefiel er sich darin, anzunehmen, daß dieses Zeichen Barbarelli und Cäcilia bedeute, dies die Namen Giorgione's und seiner Geliebten, für welche — wie die Sage geht — der Maler gestorben ist. Er hatte diese tragisch romantische Legende gelegentlich eines Besuches im Louvre, an eben derselben Stelle, Angeichts desselben Bildes Rosalien erzählt. Nun fiel ihm plötzlich auf, daß er sie Susannen nahezu mit den gleichen Worten mittheilte:

„Der Maler liebte sie, sie aber verrieth ihn um eines seiner Freunde willen . . . Er hat sich auf einem in Wien befindlichen Gemälde selbst dargestellt, da er mit seinen schönen, traurigen Augen den Freund betrachtet, der sich ihm naht; in der Hand dieses Judas aber, der hervortritt hinter seinem

Rücken, blinkt ein Dolch . . ." Ja, es waren dieselben Worte! . . . Als er sie zu Rosalien gesprochen, hatte diese ihre braunen Augen zu ihm empor gerichtet und in denselben war deutlich die Frage zu lesen: „Wie kann man Denjenigen verrathen den man liebt? . . ." Aber sie hatte geschwiegen, während Susanne die mystische Frau mit den schmalen Lippen, dem seltsamen Blick mit eigenartiger Neugier scharf musterte und dann, den blonden Kopf schüttelnd, mit einem Seufzer sagte:

„Und sie sieht doch so sanft aus. Ist es nicht entsetzlich, denken zu müssen, daß man mit solch' unschuldigem Gesichte lügen kann! . . ."

Und auch sie heftete ihre Augen, die so hell waren, als jene Rosalien's dunkel, auf René; in seinem Herzen aber regte sich ein stiller Vorwurf. Eine Ironie, die der geheime Gegensatz der Gewissen im intimen Leben so oft herauftschwört, wollte es, daß Susanne, während sie anscheinend die Bilder betrachtete, sich mit Entzücken des Eindruckes erfreute, den ihre Schönheit auf den Gefährten machte, und daß nicht der leiseste Schatten ihr Glück trübte; daß hingegen das sanfteste Kind René es wie einen doppelten Treubruch empfand, daß er dieses ideale Wesen durch dieselben Säle geleitete, die er schon mit einer Andern durchwandert.

Der verhängnisvolle Vergleich, der seit seiner Begegnung mit Madame Moraines das Bild der kleinen Offarel immer mehr verdunkelte, verwischte, drängte sich ihm hier noch unerbittlicher auf. Die Gestalt seiner Verlobten schwiegte ihm nur mehr bescheiden vor, wie sie selbst; er sah nur Susanne, die gleich einer lebenden Schwester der von alten Meistern auf die Leinwand gezauberten aristokratischen Schönheiten neben ihm einherstritt. Ihr goldiges Haar glänzte hervor unter dem Morgenhut, ihre Gestalt schien in der enganliegenden Astrachanjacke wie gemeißelt, der einfache Stoff ihres Kleides fiel in weichen Falten herab. Sie hielt einen kleinen Muff in der Hand, der mit der Jacke übereinstimmte; die gestickte Ecke eines zierlichen Taschentuches lugte aus demselben hervor. Um sich nun das richtige Licht zur Ansicht der Bilder zu schaffen, hob sie von Zeit zu Zeit den Muff empor, ihre Augen damit beschattend. Ach! die Anwesende trug allerdings den Sieg davon über die Abwesende, die elegante Frau über

das bescheidene, einfache Mädchen — und dies um so mehr, als sich in Susannen gesucht ästhetischer Geschmack mit natürlicher Anmut in Erscheinung und Auftreten paarte. Sie, die in ihrer absoluten Unwissenheit kaum einen Rembrandt von einem Perugin, oder einen Ribeira von einem Watteau zu unterscheiden vermochte, hatte René gegenüber eine Art des Zuhörens, verstand es dermaßen, sich den Anschein vollständigen Eingehens auf seinen Ideengang zu geben, daß selbst ein gewandterer Menschenkenner, als er mit seinen 25 Jahren war, getäuscht worden wäre. Er empfand bei diesem Rundgang eine derartige Befriedigung seiner geheimsten Wünsche, daß ihm dieselbe fast Schmerz verursachte. Die Zeit enteilte und es überkamen ihn unbeschreiblich gemischte Empfindungen. Einerseits fiebrhafte Erregung, die jeden Künstler bei Betrachtung seltener Kunstwerke ergreift, anderseits Gewissensbisse ob seiner thatfächlichen Doppelzüngigkeit; Vergangenes schien ihm entweiht durch Gegenwärtiges, die Gegenwart durch die Vergangenheit, und auch der Flüchtigkeit dieser Stunde gedachte er mit Unbehagen. Ja, diese selige Stunde verstrich und viele öde, düstere, trostlose sollten ihr folgen und niemals würde es ihm mehr vergönnt sein, die bezaubernde Gefährtin um Wiederholung einer solchen zu bitten. Sie aber, die geistreiche Epicuräerin, war bemüht, die Freude an diesem geistigen Genuß in demselben Maße festzuhalten, in dem sie gegebenen Falles die Wonnen physischen Besitzes möglichst lange zu genießen geträchtet hätte. Sie studirte den jungen Mann verstohler Weise wollüstig und berechnend mit ihren von langen, goldigen Wimpern beschatteten blauen Augen. Sie war nicht im Stande, sich genaue Rechenschaft zu geben von seinem innersten Gedankengang, und obzwar sie sich über seine physische Veranlagung vollständig orientirt hatte, waren ihr alle positiven Bedingungen seines Wesens dermaßen unbekannt, daß sie sich des Gestern erbebend die Frage stellte, ob er nicht am Ende noch völlig unerfahren in der Liebe sei. Es war ihr zwar unmöglich, seinem Ideenflug Schritt für Schritt zu folgen, doch konnte sie mühelos bemerken, daß er mehr sie als die Gemälde in's Auge fasste und daß seine Seelenpein von Minute zu Minute wuchs. Sie brachte dieselbe auf Rechnung der Schüchternheit, die sie an ihm entzückte. Sie fühlte aus derselben ein ebenso leiden-

schäftsliches, als gleichzeitig ängstlich ehrfürchtiges Verlangen nach ihr heraus. Wie überglücklich war sie ob dieser feuschen Begehrlichkeit! Sie ermaß den tiefen Abgrund, der zwischen ihrem kleinen René — wie sie insgeheim denselben nannte — und den gefährlichen Lebemännern gähnte, die ihren gewohnten Kreis bildeten. Nein, seine Blicke waren nicht lustern. Seine Blicke athmeten Liebe. Sie drückten aber auch so viel Jammer aus, daß sie sich endlich bestimmt fand, die Erklärung, die sie anstrehte, herauszufordern.

„Ah Gott!“ seufzte sie plötzlich auf, mit ihrer Hand die Stange erfassend, die an den Gemälden entlang lief, und mit einem Lächeln, das stechenden Schmerz zu bemänteln schien, schaute sie empor zu René. Als sie des Jünglings Bestürzung wahrnahm, setzte sie hinzu: — „Es hat nichts zu bedeuten, ich habe mir auf dem glatten Boden nur etwas den Fuß verstaucht . . .“ und sich auf ein Bein stützend, erhob sie den vermeintlich leidenden, tadellos beschuhten Fuß, ihn einige Male zierlich in der Luft hin und her bewegend. — „Zehn Minuten der Ruhe werden genügen, um ihn vollständig in's Gleichgewicht zu bringen, doch müssen Sie mir freundliche Unterstützung des Alters gewähren . . .“

Das traurige Wort mit ihrem jugendfrischen Mund betonend, ergriff sie den Arm des jungen Dichters, welcher ihr fast ehrfürchtig behilflich war zu gehen, und wohl keine Ahnung davon hatte, daß dieser unauffällige Zwischenfall wohl berechnet war in der Liedeskomiödie, die sie spielte und in der er seine Rolle so entschieden ernsthaft nahm. Sie ließ sich völlig gehen, damit der leise Nachdruck ihres Körpers in ihm das keimende Verlangen steigere, damit ihr Hals, seine Schultern streifend, ihn erbeben mache und das Aufreizende gemeinsamer Bewegung ihn völlig herausche. Der Kunstgriff gelang nur zu gut. Die Stimme versagte ihm den Dienst, so erfüllt, so trunken war er in der Nähe dieses Weibes, deren feinen Wohlgeruch er im Augenblick unwillkürlich stärker einathmete. Er getraute sich kaum mehr, sie anzublicken, that er es aber dennoch, dann begegnete er dicht bei sich dem gleichzeitig schelmischen und doch auch wieder stolzen Profil, der rosig angehauchten Wange, den roth-schwellenden Lippen, die flüchtig ein reizend spöttisches Lächeln umspielte; dann aber, wenn sich ihre Blicke begegneten, ver-

wandelte sich dieses Lächeln in ein so offenkundiges Bekenntniß sympathischer Uebereinstimmung, daß selbst René's Schüchternheit wich. Sie ward dessen durch die kühne Art inne, mit der er ihr den Arm gab. Sie war bedacht gewesen, für die angebliche Fußverstauchung einen der entlegensten Säle der Gallerie zu wählen, denjenigen der Lesueur. Arm in Arm wandelten sie einen kleinen Verbindungsgang entlang, durchschritten eine Gallerie der französischen Schule und betraten einen Saal, welcher im Augenblick dunkel und verödet dalag und dessen Wände mit den großen Gemälden Lebrun's, die Schlachten Alexander's darstellend, geschmückt waren. Die Säle der Ingres und Delacroix, welche heute in denselben münden, waren damals noch nicht eröffnet; in der Mitte befand sich ein runder Divan aus grünem Sammet. In jener Zeit war dies inmitten von Paris ein so lauschig stiller Winkel, wie seinesgleichen kaum in einer Provinzgallerie zu finden gewesen wäre. Man konnte in demselben bis in's Unendliche plaudern, ohne von Zeugen gestört zu werden; selbst der Aufseher war völlig vertieft in ein lebhaftes Gespräch mit seinem Genossen vom Nebensaal. Rasch erfaßte Susanne das Günstige des Ortes, bezeichnete René mit dem Finger ein Sopha und sagte:

„Lassen Sie uns ein wenig ausruhen. Es geht mir doch schon besser . . .“

Abermals trat tiefes Schweigen ein. Sowohl das von ferne her gedämpft an ihr Ohr dringende Geräusch im Hof des Caroussels, als auch das im Saale herrschende Halbdunkel vermehrten das Gefühl vollständiger Einsamkeit. Dieses Alleinsein, das ihn zu Geständnissen ermuthigen sollte, steigerte nur noch seine Seelenangst. Er dachte: „Wie reizend sie ist! Wie entzückend! . . . Aber sie wird mich verlassen und ich werde sie nie mehr wiedersehen. Ich muß ihr ja missfallen, denn ich fühle mich gelähmt, rein unfähig zu sprechen.“

„Eine gleich günstige Gelegenheit findet sich nicht sobald wieder,“ überlegte ihrerseits Susanne. — „Sie sind traurig,“ ergänzte sie laut, und ihre Gefallshucht gewandt verbergend, blickte sie ihn mit geradezu schwesternlicher Zuneigung an. — „Ich bin dessen schon bei unserer Begegnung gewahr worden, doch habe ich kein Aurecht, Sie um die Veranlassung zu fragen, ich bin Ihnen ja zu fremd . . .“

„O nein,” fiel René ein, „ich bin nicht traurig. Weshalb auch? Ich habe ja allen Grund, glücklich zu sein . . .“

Sie sah ihn abermals mit dem Ausdruck der Überraschung an, gewissermaßen fragend: „Nun, so lassen Sie mich doch diese Gründe wissen . . .“ Obzwar René in ihren hellen Augen diese Frage zu lesen glaubte, wagte er es doch nicht, dieselbe zu verstehen. Er fühlte sich dieser Frau gegenüber so untergeordnet, daß es schon seine Kraft überstieg, sich selbst einzustehen, Welch' lodernde Leidenschaft er für sie empfinde. Er vergegenwärtigte sich, daß Susannens verführerische Unbefangenheit — die feinerlei Berechnung verrieth — sofort aufhören müsse, sobald er seine Gefühle verrathen würde; er begnügte sich somit, zu antworten, als stellte er Betrachtungen allgemeiner Art an:

„Claude Larcher versichert mich oft, daß ich in meiner literarischen Laufbahn keine günstigere Zeit mehr erleben kann, als die gegenwärtige ist. Es giebt, so behauptet er, vier Zeitabschnitte im Leben eines Schriftstellers: denjenigen, in dem man ihn nicht kennt, denjenigen, in dem man ihm zujubelt, um ältere Genossen zu ärgern, dann denjenigen, in dem man ihn lästert, weil er Erfolge errungen, endlich aber denjenigen, wo man ihm verzeiht, weil man ihn zu vergessen beginnt . . . — Wie schade, daß Sie Claude nicht näher kennen, er würde Ihnen unendlich gefallen! . . . Sie müssen wissen, daß er seinen Beruf über Alles liebt, es ist seine Religion! . . .“

„Er ist wirklich kostlich naiv,” dachte Susanne. Da das Ergebniß dieser Unterredung ihr aber unendlich wichtig war, so unterdrückte sie selbst die leiseste Regung von Ungeduld. Sie knüpfte an die eben vernommene Neuherung René's an und antwortete, die Lobeserhebungen auf Larcher dadurch unterbrechend: „Eine Religion! . . . In der That, so seid Ihr Alle! . . . Ich habe eine Freundin, die unter dem Eindruck traurigster Erfahrung leidet und die mich immer wieder versichert, daß ein Weib sich niemals einem Künstler ergeben sollte. Er wird sie nie, nie so lieben, wie seine Kunst . . .“

Sie nahm, um diese erfundene Phrase ihrer gleichfalls erdichteten Freundin anzubringen, eine schmerzliche Miene an; ihre rothen Lippen öffneten sich in einem leisen Seufzer, dem Seufzer einer Seele, der man traurige Bekenntnisse gemacht und die gleich empfindliche Schmerzen für sich vorahnt.

„Ich finde, daß Sie traurig sind.“ sagte René, den die plötzliche Schwermuth dieses schönen Menschenkindes tief ergriffen hatte.

„Vorwärts!“ dachte sie, laut aber setzte sie hinzu: „Lassen wir das. Was kann meine Verstimmtheit Ihnen anhaben?“

„Glauben Sie denn allen Ernstes, daß Sie mir gleichgültig sind?“ wagte René zu erwidern.

„Gleichgültig? . . . nein,“ meinte sie kopfschüttelnd; „Sie werden aber, wenn wir von einander scheiden, nicht anders an mich denken, als an ein sympathisches Wesen, dem Sie begegnet und das Sie vergessen, nicht wahr?“

Niemals noch war sie René so berückend vorgekommen, als da sie so sprach; es war wohl das Neuerste, das sie wagen durfte, ohne Gefahr zu laufen, ihr Werk zu zerstören. Ihre behandschuhte Hand lag dicht neben jener des jungen Mannes auf der Sammetlehne des Sopha. Er wagte es, dieselbe zu ergreifen. Sie entzog sie ihm nicht. Ihre Augen schienen auf eine in weiter Ferne dämmernde Erscheinung gerichtet. Sie hatte René's Bewegung kaum bemerkt. Es giebt Frauen, die in dieser Weise Vertraulichkeiten, die man sich ihnen gegenüber erlaubt, zu übersehen scheinen. René drückte diese kleine Hand und, da sie es nicht wehrte, hub er an zu sprechen, mit einer Stimme, welche mehr aus Erregung, denn aus Klugheit gedämpft klang:

„Ja, Sie müssen so urtheilen und ich habe kein Recht, mich darüber zu wundern. Weshalb sollten Sie denn glauben, daß meine Gefühle für Sie anderer Art sind als diejenigen der jungen Leute, die Sie in der Welt treffen? . . . Doch ich muß gestehen, daß, seit ich Ihnen bei Frau Komof begegnet, mein Leben ein anderes geworden ist für alle Zeiten. — Ach, lächeln Sie nicht. — Ja, für ewig! . . . Wenn ich Ihnen bekenne, daß ich einzlig von dem Wunsch besetzt war, Sie wiederzusehen; daß ich Klopfenden Herzens zu Ihnen gekommen bin; daß jede Stunde seither meinen Wahnsinn gesteigert hat; daß ich geradezu in Verzückung hierhergekommen bin und Sie in heller Verzweiflung verlassen werde . . . Ach, Sie glauben mir nicht . . . Es wird ja in Romanen die Behauptung aufgestellt, daß es Leidenschaften giebt, die das Herz plötzlich und für ewig erfüllen . . . Sollte dies im Leben denn nicht auch möglich sein? . . .“

Außer Fassung über das Gesprochene hielt er inne. Als er zu reden aufhörte, hatte er dieselbe Empfindung, die uns beängstigt, wenn wir im Traum zu hören glauben, wie wir selbst unser Geheimniß derjenigen Person verrathen, der wir es im Wachen am meisten zu verbergen trachten. Sie hatte ihm, vor sich hinstarrend, traumverloren zugehört. Aber ihre Augenlider hoben und senkten sich rascher und ihr Atem flog. Ihre kleine Hand zitterte in derjenigen René's. Das war für ihn etwas derart Ueberraschendes, etwas so Berauschendes, daß er den Muth fand, fortzufahren:

„Verzeihung, daß ich so mit Ihnen spreche! Wenn Sie wüßten! . . . Es ist geradezu kindisch, wahnsinnig! . . . Als ich Ihnen zum ersten Mal begegnete, glaubte ich Sie zu erkennen. Sie gleichen ganz dem Weibe, das ich zu finden mich sehnte, seit mein Herz das Fühlen gekannt! . . . Ich glaubte auch vor dieser Begegnung zu leben, zu empfinden! . . . Ach, ich war ja verrückt! — Und nun bin ich völlig von Sinnen! . . . Sie werden mich verachten, Sie verachten mich schon . . . Ich aber habe Ihnen wenigstens gesagt, was mich bewegt bis in's innerste Mark. . . . Sie werden davon überzeugt sein. Dann aber können Sie mit mir thun, was Sie wollen. Mein Gott, wie sehr ich Sie liebe, wie ich Sie anbete! . . .“

Da er sie in stiller Verzückung anblieb und die Worte wiederholte, um sich gewissermaßen für das ihn verzehrende Fieber Erleichterung zu verschaffen, sah er Susannens Augen Thränen entfallen, zwei kostliche Thränen, welche ihre rosigen Wangen entlang rannen, auf denselben gleichsam zwei Streifen hinterlassend. Er wußte nicht, daß jede halbwegs nervöse Frau weinen kann, so oft sie will. Diese beiden Thränen raubten ihm den letzten Rest von Besinnung. — „Himmel! Sie weinen,“ rief er aus, „Sie weinen! . . . Sie . . .“

„Halten Sie ein,“ unterbrach Susanne und schloß ihm mit der Hand den Mund. Sie fasste ihn in's Auge mit dem Ausdruck der Leidenschaft, mit der sich eine Art entsetzten Staunens paarte. „Ja, Sie haben mich erschüttert! Sie haben mich gelehrt, einen Abgrund zu ermessen, von dem ich selber keine Ahnung hatte . . . Ach, ich fürchte mich, fürchte Sie, fürchte mich hier zu sein . . . Nein! Wir dürfen uns nie mehr wiedersehen. Ich bin nicht mehr frei. Niemals hätte ich

Ihnen Gehör schenken sollen . . ." Sie schwieg; dann aus eigenem Antrieb seine Hand erfassend: „Warum soll ich Sie belügen? Alles, was Sie empfinden, empfinde vielleicht auch ich. Doch schwöre ich, daß ich es bis zu diesem Augenblick nicht gewußt habe. Die Sympathie, die mich bewogen hatte, diesen Morgen hier mit Ihnen zusammen zu treffen, . . . mein Gott! . . . nun verstehe, nun begreife ich . . .! Unglückliche, die ich bin, mein Herz ist überwältigt worden.“ —

Und wieder glänzten Thränen an den Spitzen ihrer Wimpern. René war von dem, was er selbst gesprochen und was er gehört, dermaßen erschüttert, daß er nichts zu erwidern vermochte, als: „Sagen Sie nur, daß Sie mir verzeihen . . .“

„Ja, ich verzeihe Ihnen,“ antwortete sie, kräftig seine Hand drückend, dann aber fuhr sie ernsten Tones fort: „Ich fühle, daß auch ich Sie liebe . . .“ und wie aus schwerem Traum erwachend: „Leben Sie wohl, ich verbiete Ihnen, mir zu folgen. Wir haben uns heute zum letzten Mal gesprochen . . .“

Sie erhob sich. Ihr Ausdruck war drohend. Sie schien entsezt über die Kränkung, die ihrer Ehre widerfahren. Alle Ermüdung, aller Schmerz in dem verstauchten Fuß schien von ihr gewichen. Sie entfernte sich hoherhobenen Hauptes und mit so empörter Miene, daß der junge Mann, den der erlebte Auftritt nachgerade gelähmt hatte, ihr regungslos nachsah, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie aufzuhalten. Sie war bereits einige Minuten entchwunden, als er ihr nacheilte. Er fand sie nicht mehr.

Während er die eine, dann die andere Stiege herabließ, hatte sie die Cour Carré durchschritten und den Wagen bestiegen, der sie nach der „Rue Murillo“ brachte. Sie lehnte gleichzeitig schalkhaft triumphirend und doch auch wieder gerührt in der Wagenecke. Sie überlegte, daß René, während er über Mittel und Wege fann, ihren Entschluß der Entfagung rückgängig zu machen, wohl kaum Zeit finden werde, zu bemerken, daß die Pseudo-Madonna ihm willig Gehör geschenkt und sogar seine Liebeserklärung erwidert hatte. Daher die Schalkhaftigkeit. Die Erinnerung aber an das Geständniß des Jünglings, an sein von Leidenschaft entstelltes Gesicht, an seine liebesprühenden Augen entzückten sie gleich

einer glühenden Liebesversicherung. Daher die Ergriffenheit. Schon beschäftigte sie die Absicht, ihm anzugehören, dort in dem stillen, verborgnen Heim, das er ihr beschrieben. Er wird ihr ein-, zweimal schreiben, sie aber wird ihm nicht antworten. Beim dritten oder vierten Brief wird sie angeblich an Selbstmordgedanken glauben und zu ihm eilen, um ihn zu — retten! Als sie bei diesem Wendepunkt ihres Gedankenganges angelangt war, fügte es ein ironischer Zufall, daß sie Baron Desforges bemerkte, der den Boulevard Haussmann kreuzte. Er begab sich wahrscheinlich zu ihr, um mit ihr zu frühstücken. Sie sah rasch auf die kleine, goldne Uhr, die sie am Armband befestigt trug; es war kaum 12 Uhr 20 Minuten. Sie konnte also noch rechtzeitig zu Hause eintreffen und es gewährte ihr, nach dem Erfolg dieses Morgens, ein ganz besonderes Vergnügen, den Vorhang herabzulassen, da sie an ihrem Liebhaber vorbeifuhr.